

THEOLOGIA PRACTICA

Ulrich Luz*

Bern

Freude aus der Verheissung des Evangeliums – eine matthäische Perspektive**

I. Volkskirche im Wellental

Freude aus der Verheissung des Evangeliums – Pfarrdienst in Diaspora und Volkskirche – so lautet das Thema unserer Tagung. Wenn man mich vor fünfundvierzig Jahren, als ich mein Theologiestudium abschloss, mit diesem Thema konfrontiert hätte, so hätte ich gesagt. Ja, selbstverständlich! Ich freute mich auf den Dienst in meiner Kirche. Ich wollte das Evangelium verkündigen. Wir waren damals von der Bibel und von der Theologie Rudolf Bultmanns geprägt, ein bisschen hatten wir auch von Karl Barth mitbekommen. Ich wollte damals nur eines: Pfarrer werden in meiner Kirche, der Evangelisch-Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich in der Schweiz.

Blicke ich heute auf unsere Theologiestudierenden in der Schweiz, so ist das ziemlich anders. Sie leben in einer Kirche, die ein offenes Haus für alle sein will. Aber nur wenige Menschen brauchen dieses offene Haus, denn die Gesellschaft im ganzen ist heute offen; und eine Volkskirche, die offen für alle sein will, ist nur ihr Spiegelbild. Unsere Theologiestudierenden kommen sehr oft aus ganz kirchenfernen Familien. Sie haben Theologie im Zeitalter der sogenannten Postmoderne studiert, wo die individuelle Religion des Einzelnen das Allerwichtigste ist, was es gibt, was man unter allen Umständen respektieren soll. Sie haben in ihrem Studium keine klaren theologischen Fronten und Alternativen gefunden wie wir damals, Alternativen, die

* Prof. Dr. Ulrich Luz (Männedorf, 1938, Schweiz). 1967: Promotion Dr. theol. in Zürich (Doktorvater: Prof. Dr. Eduard Schweizer). 1968: Habilitation für das Fach NT an der Evang. theol. Fakultät Zürich. 1963–1968: Assistent an der Theologischen Fakultät Zürich. 1968–1969: Pfarrer in Zürich Seebach. 1969–1971: Gastdozent an der International Christian University Tokyo und an der Aoyama Gakuin University Tokyo. 1972–1980: Prof. für NT an der Theologischen Fakultät der Georg August Universität Göttingen. 1980–2003: Prof. für NT an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bern. Gastprofessuren: Pretoria (UNISA), Rom (Univ. Pontific. Gregoriana), Nishinomiya (Kwansei Gakuin Universität). Kommissionen: Theologische Kommission des Schweiz. Evg. Kirchenbundes (1982–1995, Präsident: 1988–1995); Kuratorium der Forschungsstätte der Evg. Studiengemeinschaft in Heidelberg (1976–1992, Vizepräsident); Studiorum Novi Testamenti Societas, Executive Committee (1987–1989, President und Executive Committee, 1995–1999); Committee for Eastern Europe (1996–). Ehrungen – Dr. h.c.: Leipzig 1993; Károly Gáspár Universität Budapest, 1996; Sibiu, Orthodoxe Theologische Fakultät der Andrei Șaguna Universität, 1998; Comenius Medaille, Evang. Theologische Fakultät der Karlsuniversität, Praha; Dr. h.c., Université de Lausanne, 2004; Dr. h.c., Karls-Universität Praha, 2004; Dr. h.c., Kwansei Gakuin Universität, Nishinomiya, 2005; Dr. h.c., Universität Uppsala, 2006; Dr. h.c., Theologische Universität Debrecen, 2008.

** Vortrag vor der europäischen Pfarrerkonferenz in Torre Pellice, 18. Juni 2007.

zwar vielleicht falsch waren, aber immerhin die Orientierung und die eigene Identitätsfindung erleichterten.

Und dann kommen sie in die Kirche – und was treffen sie da – bei uns in der Schweiz – an?¹ Die Volkskirche bröckelt, obwohl die Religion boomt. Unsere Pfarrerinnen und Pfarrer geben sich eine unglaubliche Mühe im Konfirmandenunterricht, aber ihren Konfirmand/innen können sie keine Identifikation mit der Kirche mehr vermitteln; im Normalfall sehen sie sie zwischen Konfirmation und Hochzeit nie mehr im Gottesdienst. Aber warum sollte man sich mit der Kirche identifizieren: Für die Kirche zahlt man Steuern – dafür bezieht man bestimmte Serviceleistungen, vor allem die religiöse Grundversorgung mit Ritualen. Die Kirche ist in diesem Sinn ein Versorgungsbetrieb. Wieso sollte man sich mit ihr identifizieren? Mit der Feuerwehr oder mit dem Strassenbauamt oder anderen ähnlichen Institutionen identifiziert man sich ja auch nicht – eben weil man für beide Steuern bezahlt und darum auf ihre Leistungen Anspruch hat. Die Mehrzahl der Jahr für Jahr spärlicher werdenden Gottesdienstbesucherinnen und Gottesdienstbesucher sind bei uns grau- oder weisshaarig und besuchen den Gottesdienst aus Tradition. Es wird bei uns immer schwieriger, Kirchengemeinderäte und Kirchengemeinderätinnen, also Älteste, zu finden. Alles das ist nicht gerade eine Ermutigung für die Pfarrer/innen und Pfarrer. Manche, vor allem Ältere, sind müde geworden und tun eben ihre Pflicht: Sie versorgen die Gemeinde mit Ritualen. Von den Kirchenleitungen kriegen sie wenig Hilfe. Es gibt zwar viel mehr Papier als früher. Auf dem vielen Papier steht oft, dass man leider noch mehr sparen müsse, aber trotzdem guten Mutes sein solle. Man solle sich vermehrt auf das Kerngeschäft der Kirche konzentrieren, heisst es. Aber was das Kerngeschäft ist, bleibt vage.

In der Öffentlichkeit hat die Kirche bei uns eine nicht gerade gute Presse. Das Image des Konservativen und des ewig Gestrigen klebt an ihr, obwohl das für unsere protestantischen Kirchen in der Schweiz gewiss nicht zutrifft. Aber das Image des Katholizismus färbt ab, und der Protestantismus wird oft gar nicht mehr als eigene Grösse wahrgenommen. Letzthin traf ich eine alte Schulkameradin auf der Strasse, die ich lange nicht mehr gesehen hatte. Wir schwatzten ein bisschen und unvermittelt fragte sie: „Du, wieso werden eigentlich die Pfarrer gegenüber früher immer schlechter?“ Ich war erstaunt und versuchte ihr zu erklären, dass wahrscheinlich weniger die Pfarrerinnen und Pfarrer, als sie selber gegenüber früher anders geworden sei. Sie geht übrigens selten bis gar nie in den Gottesdienst.

Von der Ökumene will ich jetzt gar nicht reden. Vor fünfundvierzig Jahren keimte die Hoffnung auf einen ökumenischen Aufbruch. Die *eine, allgemeine* christliche Kirche war eine reale Utopie. Im geteilten Europa waren Kirchen so etwas wie Brücken und Vorhutten der Einheit. Heute ist es umgekehrt. Das *eine* Europa wird mehr und mehr Realität, aber die Kirchen sind bestenfalls eine Nachhut der Einheit. Von der einen, allgemeinen christlichen Kirche wagt niemand mehr zu träumen; man ist damit beschäftigt, wenigstens an der Basis soviel ökumenisches Leben wie es eben heute noch möglich ist, zu erhalten.

¹ Vergleiche ich die Verhältnisse bei uns in der Schweiz mit Umfrageergebnissen in Deutschland, so habe ich den Eindruck, dass die Säkularisierung bei uns weiter vorangeschritten ist als in Deutschland, obschon die Zahl der Kirchenaustritte viel kleiner ist. Von einer durchschnittlichen Gottesdienstbeteiligung von 4%, den das EKID Impulspapier „Kirche der Freiheit“ für auf Dauer unerträglich ansieht, können die meisten Pfarrerinnen und Pfarrer in der Schweiz nur träumen!

45 Jahre nur sind es her, seit ich mein Theologiestudium abgeschlossen habe. 45 Jahre Säkularisierung. 25 Jahre ökumenischer Frost. Viel hat sich geändert. Die Volkskirchen sind geschrumpft, ohne Zweifel. Kirchenferne und Kirchenmüdigkeit sind verbreitet, wenigstens bei uns. Manchmal bin ich zu Besuch in anderen Ländern und anderen Gemeinden, z.B. bei anglikanischen in England oder bei orthodoxen in Rumänien und habe den Eindruck, dass es dort anders ist. Aber das ist eben nicht meine Kirche.

Soweit meine Einleitung. Ich wollte damit nicht ein objektives Bild von der Lage der Kirche heute geben. In jedem Land Europas ist sie wieder anders, und auch in bezug auf die Schweiz würden manche sagen: Das ist ja nur *Deine* Sicht! Ja, es ist meine Sicht, ganz bewusst. Ich wollte sie zu Beginn meines Vortrags mit Ihnen teilen, weil Sie wissen müssen, in welchem Kontext ich schreibe. Dann merken Sie auch, dass ich nicht nur Ihnen, sondern auch mir selber Mut zusprechen möchte.

Ich werde im folgenden vorwiegend mit matthäischen Texten arbeiten. Nicht mit dem Gleichnis vom Senfkorn – wie die Veranstalter unserer Tagung vorschlugen, weil dieses Gleichnis ja über das Gottesreich und gerade nicht über die Kirche spricht. Ich wähle andere Texte, muss aber aus sachlichen Gründen trotzdem einen, der vom Gottesreich spricht, ins Zentrum des nächsten Abschnittes stellen. Ich versuche, von der matthäischen Sicht der Kirche in drei Schritten zu sprechen. Der erste Schritt handelt vom Einsatz für die Kirche und trägt den Titel:

II. Der Einsatz: Das Gottesreich als Chance für Entschlossene

Mein erster Text ist das Gleichnis vom Schatz im Acker, Mt 13,44:

*Das Himmelreich gleicht einem im Acker verborgenen Schatz;
Ein Mann fand ihn, verbarg ihn, und aus seiner Freude geht er und verkauft alles, was
er hat und kauft jenen Acker.*

Im Vergleich mit dem, was uns evangelischen Christinnen und Christen vertraut ist, zeigt Matthäus eine ganz merkwürdige Umkehr der Prioritäten. Das wird an unserer Geschichte deutlich. Sie ist nicht nur uns heute vertraut, sondern sie war auch damals, als Jesus sie erzählte, allen bekannt. Die Geschichte vom Schatz im Acker existierte in der Antike in x-Varianten. Schätze suchen und in Äckern oder Höhlen Schätze finden, welcher Bub träumt nicht davon? Horaz kennt unsere Geschichte: Ein armer Lohnarbeiter findet bei der Arbeit in einem Acker einen Schatz, kauft sich den Acker aus dem gefundenen Geld und wird glücklich und reich – Herkules sei Dank (Sat 3,6,20ff). Apollonius von Tyana, der Philosoph und Wundertäter, kauft mit hellseherischem Blick für einen frommen Mann mit vier heiratsfähigen Töchtern einen Acker, in dem ein Schatz liegt (Philostr. Vit Ap 6,39). In jüdischen Gleichnissen kommt sie öfters vor: In einem Gleichnis findet ein armer Kleinbauer einen Schatz im eigenen Acker – es ist der Lohn für seine Wohltätigkeit (DtnR 4,8 = Freedman-Simon VI 97f). In einem anderen jüdischen Gleichnis verkauft ein fauler Erbe den verunkrauteten elterlichen Acker um eine Kleinigkeit; der Käufer findet dann im Acker einen Schatz (PesK 11,7u. ö. = Thoma-Lauer I 181). Die römischen Rechtsgelehrten diskutieren die Geschichte als Modellfall für einen Rechtsstreit: Wem gehört beim Kauf eines Ackers der Schatz: Dem Käufer oder dem Verkäufer? (Belege bei Luz, Mt II 351 Anm. 19). Kurz – Jesus hat mit dieser Ge-

schichte eine wohl allen seinen Hörer/innen bekannte „fabula“ aufgenommen. Sie sind nun gespannt, *wie* er sie erzählt. Matthäus überliefert nur eine Kurzfassung der jesuanischen Geschichte, nur das blossе Erzählgerippe. Jesus wird sie ausführlicher und spannender erzählt haben. Aber die Pointe, die sie bei Jesus bekam, kommt in der matthäischen Kurzfassung gut heraus.

Der Titelsatz der Geschichte lautet: „Das Himmelreich gleicht einem im Acker verborgenen Schatz“. Nun wissen schon alle, welche Geschichte kommen wird. Sie ist bekannt und vertraut. Die Hörer/innen sind gespannt, welche Personen in der Geschichte nun auftreten werden. Vielleicht ein armer Tagelöhner? Oder ein Kleinbauer mit oder ohne Töchter, der dann plötzlich reich wird? Im matthäischen Erzählgerippe heisst es nur: „Ein Mann fand ihn“. Es kommt offenbar nicht darauf an, ob er reich oder arm, Tagelöhner oder Spaziergänger ist, ob er eine grosse Familie hat oder gar keine. Erst hinterher erfahren wir, dass der Acker nicht ihm selbst gehörte. Er findet den Schatz. Wie das geschah, ist auch nicht wichtig. Die Hörer und Leser können es sich selbst ausdenken. Ob der Mann den Acker umgepflügt hat und in der heissen Sonne geschuftet, oder ob er in der Abendsonne beim Spazieren etwas hat glitzern sehen, ist dem Erzähler egal. Es ist auch egal, ob der Schatz ein Goldklumpen ist oder ein Tonkrug mit Münzen. Vor allem ist auffällig, dass unsere Geschichte keine Exposition hat. Sie fällt gleich mit der Tür ins Haus. Ein Mann findet den Schatz. Das Entdecken des Schatzes ist also nicht die Lösung eines Problems, nicht das Ende-gut-alles-gut einer Notlage, z.B. der grossen Armut eines Tagelöhners oder der fehlenden Mitgift für die vier Töchter. Er ist auch nicht der Lohn für langjähriges fleissiges und schlechtbezahltes Hacken oder für Mildtätigkeit. John Crossan hat ein schönes Buch über unsere Geschichte geschrieben mit dem Titel „Finding is the First Act“ (1979). Damit hat er das getroffen, was an Jesu Fassung der Geschichte besonders ist.

Verweilen wir hier noch ein bisschen: Viele, vor allem protestantische Ausleger haben immer das Evangelium in den Mittelpunkt gestellt, wenn sie über diesen Schatz sprachen. Luther spricht vom verborgenen Schatz des Evangelium, Christus, dem Schatz der evangelischen Kirche, die nicht wie die katholische die Herrlichkeiten und die Mittel der Welt besitze (WA 38, 568). Andere Ausleger deuten den Schatz des Evangeliums inhaltlich, z.B. Johannes Brenz auf die Sündenvergebung, Zinzendorf auf den gnadenvollen Martertod Jesu, Leonhard Ragaz auf das Wunder Gottes. Für sie alle war auf Seiten des Menschen die unermessliche Freude über den ganz unverdientermassen geschenkten Schatz das Entscheidende. Auch für uns heute würde das sehr schön passen: Unsere Kirche ist zwar im Wellental und wird von der Gesellschaft immer weniger beachtet, aber ihr ist der Schatz des Evangeliums geschenkt! Daran soll sie sich freuen. Das ist gewiss wichtig und gut, und ich würde das meiner Kirche auch sagen, wenn sie in eine Depression über ihren Niedergang verfällt. Sicher ist es für die Kirche wichtig, sich über den Schatz des Evangeliums zu freuen! Ganz gewiss hat auch der Mann ganz grosse Augen gemacht und ein paar Luftsprünge, als er den Schatz entdeckte.

Aber Sie merken: Das erzählt die Geschichte gerade nicht! Wahrscheinlich ist das eine typisch protestantische Version der Geschichte vom Schatz im Acker, aber nicht die jesuanische. In der jesuanischen liegt der Akzent anderswo: das Finden des Schatzes ist *nur* „the first act“, der Anfang des Eigentlichen, das erst nachher erzählt wird. Auch die Freude über den Schatz wird nur en passant erwähnt; im zweiten parallelen Gleichnis, dem von der Perle, fehlt sie sogar ganz. Allein wichtig ist, was der Mann jetzt *tut*. Er hat

verschiedene Optionen. Ich lese weiter: „Er verbarg ihn und aus seiner Freude geht er und verkauft alles, was er hat, und kauft jenen Acker“. Aus den verschiedenen Optionen hat der Erzähler weder die Moralischste noch die Unmoralischste gewählt. Der Mann hat nicht den Besitzer des Ackers informiert. Er hat auch nicht den Schatz beim Fundbüro abgegeben, sodass sein recht-mässiger Besitzer sich hätte melden können. Andererseits aber hat er auch nicht den Schatz heimlich mitgenommen und gestohlen. Der Erzähler Jesus wählt eine mittlere Variante: Der Finder deckt den Schatz wieder zu, verkauft alles, was er hat und kauft den Acker. Darauf kommt es der Geschichte an: auf den Einsatz des Mannes. Er ist entschlossen und gibt alles für diesen Acker.

Ich blicke wieder auf einige typische Auslegungen: Vor allem altkirchliche und später katholische Ausleger haben gemerkt, dass im Verhalten des Mannes die Pointe der Geschichte liegt. Gregor der Grosse meinte, man solle auf fleischliches Lustempfinden verzichten und an nichts Gefallen finden, was dem Fleisch schmeichelt (Hom 11)², Baronius, ein italienischer Kommentator des 16. Jahrhunderts meint, Christen sollten nicht Müssiggänger (*otiatores*), sondern Praktikanten (*negotiatores*) des Evangeliums werden³ (bei Knabenbauer 600). Radikaler formuliert es Johannes Chrysostomus und die von ihm abhängige Tradition: Sie wissen, dass es um den Besitzverzicht geht (Hom 47,1). In der Tat: Die Formulierung „verkauft alles, was er hat“ erinnert an Nachfolgeworte wie Jesu Gebot an den reichen Mann in Mt 19,21. Es ist dabei unwichtig, wieviel der Acker kostet, denn dann müsste ein reicher Finder nur auf einen Teil seines Vermögens verzichten und ein armer müsste Geld aufnehmen bei der Bank, sofern ihm die Bank überhaupt Geld gäbe. Nein: Es gilt für alle dasselbe: *Alles* verkaufen was man hat. *Das* ist der Einsatz. Das ist die Pointe dieser Parabel. Man darf das nicht zu schnell spiritualisieren oder verinnerlichen und so aufweichen. Nicht nur das Lukasevangelium hämmert dieses „alles verkaufen, was man hat“, das zur Jesusnachfolge gehört, ein, sondern auch Matthäus: Es gibt sehr viele matthäische Texte, die zeigen, dass die Besitz-Frage die wichtigste Frage war, vor die Jesus seine Nachfolger/innen und Nachfolger stellte (vgl. 6,19–34; 10,8f; 13,22; 16,24f; 19,16–30). Erst dann, wenn man die Forderung des Besitzverzichts in seiner ganzen Härte gehört hat, darf man ausweiten und sagen, dass zum Gewinnen des Schatzes des Gottesreichs auch noch andere Dinge gehören als Verzicht auf Besitz. Aber Verzicht auf Besitz ist die Kernfrage des Evangeliums.

Was heisst das alles für die Kirche? Matthäus tröstet sie nicht mit dem Evangelium, indem er sagt, dass der Schatz des Evangeliums auch ganz unabhängig vom Einsatz der Kirche glänze, und auch unabhängig davon, wieviel die Gesellschaft davon wahrnimmt und wieviel Respekt sie der Kirche zollt. Er sagt vielmehr, dass das Evangelium eine Chance ist für den, der dafür alles einsetzt. Genau genommen spricht er gar nicht von der Kirche, sondern von jedem einzelnen Menschen, der diese Chance wahrnehmen soll. Auch dies hat mit seinem Verständnis von Kirche zu tun: Kirche ist für Matthäus nicht ein sicherer Hafen, in den sich der einzelne flüchten kann; sie ist nicht ein Heilsrefugium mitten in der bösen Welt. Denken Sie an das unserer Geschichte vorausgehende Gleichnis vom Unkraut und seine Deutung: Der Acker, wo Weizen und Unkraut durcheinander wachsen, ist die *Welt* und nicht die Kirche. Ein Sonderterritorium Kirche in diesem Acker, wo beim Endgericht das Unkraut vielleicht glimpflicher davonkommt, gibt es nicht. Kirche sind vielmehr diejenigen in der Welt, die im Endgericht nicht zum Unkraut

² Zitiert nach: Gregor d. Grosse, Evangelienhomilien I, FC 28/1, Freiburg etc. 1997, 183.

³ Zitiert nach J. Knabenbauer, Commentarius in Evangelium secundum Matthaum I, CSS III/1, Paris³1922, 600.

gehören. Hier ist es ebenso: Reich Gottes als sanftes Ruhekissen gibt es für niemanden. Kirche sein heisst vielmehr: Alles einsetzen für den Schatz des Gottesreichs.

III. Die Gestalt der Kirche: Die Jüngerrede Mt 10

Ich will nun zunächst kurz allgemein darlegen, wie Matthäus die Kirche sieht. Seine Vision ist nicht die des Leibes Christi, weder auf der Ebene der Einzelgemeinde wie bei Paulus, noch auf der Ebene der Gesamtkirche wie im Epheserbrief. Seine Sicht ist also nicht die des Corpus Mysticum Christi; Katholiken identifizieren dieses ja mit der sichtbaren katholischen Kirche; Protestanten neigen eher dazu, das corpus mysticum Christi mit der unsichtbaren Kirche zu identifizieren, die in Wort und Sakrament weltlich sichtbar wird. – Die Sicht des Matthäus ist auch nicht die des *einen* Volkes Gottes, das Gott zunächst aus Israel gerufen hat und das er sich jetzt aus allen Völkern der Erde ruft, wie wir sie im Neuen Testament auch wieder bei Paulus oder ganz ähnlich bei Lukas finden. – Seine Meinung ist schliesslich auch nicht, dass die Kirche eine bestimmte Verfassung haben *müsse* um Kirche zu sein, etwa eine Ältestenverfassung oder eine bischöfliche. Das ist die Meinung der Pastoralbriefe – aber noch nicht in dem Sinn, dass es iure Divino so sein *müsse* – und dann etwas später die Meinung des Ignatius von Antiochien, der in der hierarchischen Struktur der Einzelgemeinde (nicht der Gesamtkirche!) die Entsprechung zur himmlischen Welt, zu Gott, den Aposteln und Christus sieht (Magn 6,1).

Matthäus versteht die Kirche als Gegenmodell zur Welt: So wie bei den Herrschern der Welt soll es bei euch nicht sein, sondern wer unter euch gross sein will, soll euer Diener sein (20,26; vgl. 23,11). So soll es sein, weil allein das *Jesus* entspricht, der in die Welt gekommen ist um zu dienen, nicht um bedient zu werden (20,28). Das matthäische Kirchenverständnis ist extrem geschwisterlich. Die Kirche ist die Familie Jesu (12,46–50); die Jünger sind nach Mt 28,10 Jesu Brüder. Das wichtigste ekklesiologische Grundmodell des Matthäusevangeliums ist das der *Nachfolge*. Kirche sein heisst: *Jesu Jünger* sein und tun, was er gesagt hat. Kirche sein heisst: Schüler Jesu sein, hören, was er lehrt und dann entsprechende Früchte bringen (Mt 7,15–27). Dem entspricht, dass wir nirgendwo etwas über eine Kirchenleitung hören, weder von Aposteln, noch von Lehrern, noch von christlichen Rabbinen, noch von anderen Vaterfiguren wie Ältesten oder Bischöfen. Wo nur ein einziger Vater ist, nämlich Gott, kann es keine irdischen Väter, und wo nur einer Lehrer ist, nämlich Christus, kann es weder Professoren, noch Rabbinen geben (23,8–10).

Die beiden wichtigsten ekklesiologischen Texte im Matthäusevangelium sind die sog. Aussendungsrede von Kap. 10 und die sog. Gemeinderede von Kapitel 18. Beide haben eine sehr grundsätzliche ekklesiologische Bedeutung; sie sind sozusagen ekklesiologische Manifeste.

Ich wende mich zuerst kurz der Aussendungsrede Mt 10 zu. Hier geht es um die *Gestalt* der Kirche. Es ist ein harter Text, und es wird Ihnen nicht unbegreiflich sein, dass seine Auslegungsgeschichte voller Versuche ist, ihn zu erleichtern und umzudeuten, z.B. durch allegorische Interpretation, oder seinen Geltungsbereich einzuschränken, z.B. auf die Mönche im Sinn eines Evangelischen Rats, Für die spätmittelalterliche Kirche war dieser Text schwierig, weil er ein Kerntext für radikale Franziskaner, Waldenser und Katharer war. Für die Reformatoren war er schwierig, weil die Täufer und andere sog. Schwärmer ihn wie die Bergpredigt wörtlich verstanden – mit vollem Recht übrigens. In der Neuzeit sehr verbreitet ist der Versuch, die Reichweite der Aussendungsrede auf die

Zeit Jesu zu beschränken und den Text historisch zu lesen und dadurch ausser Kraft zu setzen. Es heisst dann etwa: Bereits die nachösterlichen Apostel hätten ja das Gebot Jesu nicht wörtlich gehalten: Paulus habe natürlich Schuhe getragen, für seine Reisen das Schiff benutzt und für seine Zeltmacherarbeiten Geld verlangt. Und Paulus stand bekanntlich am Anfang einer Entwicklung, die weit über ihn hinausging und schliesslich beim Pfarrhaus, dem Auto und einem mindestens ordentlichen Gehalt endete. In der Tat hat sich viel geändert seit der Aussendungsrede: An die Stelle der Wanderradikalen sind die Festangestellten getreten, an die Stelle von Jesu Vollmacht, Kranke zu heilen und Dämonen auszutreiben das erste und das zweite Examen und die nachfolgende Ordination, an die Stelle der Verkündigung des nahen Gottesreichs und des nahen Gerichts trat die der Rechtfertigung allein aus Glauben. Es hat sich also wirklich viel geändert und es spricht Ernsthaftes dafür, diese Rede für nicht mehr zeitgemäss zu halten, vor allem aus der Perspektive unserer grossen Volkskirchen.

Aber als Exeget muss ich aber betonen, dass diese Rede für Matthäus, mit der einzigen Ausnahme von V 5f, Grundsätzliches und nicht Zeitbedingtes sagen wollte. Alle grossen Reden des Matthäusevangeliums sind, wie man heute sagen würde, zum Fenster der vergangenen Geschichte Jesu herausgesprochen und richten sich direkt an die gegenwärtigen Leser/innen des Evangeliums. Bei der Aussendungsrede zeigt sich das daran besonders deutlich, dass – anders als bei Lukas und bei Markus – die Jünger gar nie ausgesandt wurden. Die Rede endet vielmehr folgendermassen: „Als Jesus seine zwölf Jünger fertig unterwiesen hatte, ging er von dort weg“ (11,1). Gewiss ist sie in allen drei Evangelien in einigen Einzelheiten aktualisiert worden, d.h. Jesu Befehle wurden an die Situation der Gegenwart angepasst. Das heisst dann aber auch: So, wie sie im Evangelium standen, waren sie für die Hörerinnen des Matthäusevangeliums gültig. Vor allem aber war die Rede in ihren Grundpfeilern ein gültiges ekklesiologisches Manifest.

Was sind diese Grundpfeiler? Fast genau in der Mitte der Rede von Mt 10 lesen wir:

*Kein Jünger ist mehr als der Meister
und kein Knecht mehr als sein Herr!
Es ist genug für einen Jünger, wie sein Lehrer zu werden,
und ein Knecht wie sein Herr.
Wenn sie den Hausherrn bezebul betitelt haben,
um wieviel mehr seine Hausgenossen? (Mt 10,24f)*

Diese zwei Verse weisen auf das inhaltliche Zentrum der Rede. Was ist das inhaltliche Zentrum der Nachfolge und das heisst für Matthäus: der Kirche? Es ist ihre Christusförmigkeit. Die Jünger sollen so sein wie ihr Lehrer und Meister Christus, nicht mehr, aber auch nicht weniger. „Christusförmigkeit“ bedeutet dabei nicht irgend eine Form von Mystik, sondern Christusförmigkeit bedeutet: die Vollmacht, den Auftrag, die Lebensform und das Schicksal des irdischen Jesus teilen.

Genau dies entfaltet die Rede: Sie spricht zu Beginn von der *Vollmacht* Jesu über Dämonen und Krankheiten, an der die Jünger partizipieren (10,1). Später wird sich zeigen, dass dies die Vollmacht dessen ist, dem alle Gewalt im Himmel und auf der Erde gegeben ist (28,18). Sie teilen seinen *Auftrag*: Auch sie sollen das Gottesreich verkünden, Kranke heilen. Tote auferwecken und Dämonen austreiben in Israel (10,5–8) und später im Namen des Auferstandenen auch zu den Heiden gehen. In der Bergpredigt und in Kapitel

8–9 hatte Matthäus dies von Jesus berichtet. Die Jünger sollen seine *Lebensform* teilen. Dazu gehört vor allem die Armut der Nachfolger und ihre Wehrlosigkeit nach dem Modell der Bergpredigt (10,9f. 16) und natürlich die Mission unterwegs. Und sie werden Jesu *Schicksal* teilen: Dazu gehören Verfolgungen und Auslieferung an synagogale und politische Instanzen, Spaltungen in der Familie, Hass und Martyrium (10,17–23. 37–39). Nachfolge ist nach Mt 10 Kreuzesnachfolge und das heisst: Nachfolge bis zum Martyrium.

Identität der Vollmacht, des Auftrags, der Lebensweise und des Schicksals mit Christus: das sind für Matthäus die „Merkmale“, an denen man Kirche erkennt. Während die katholische Kirche die Vollmacht Jesu wesentlich als eine sakramentale versteht, die im Priesteramt repräsentiert wird, spricht Matthäus von der Vollmacht zu Heilungen, Exorzismen und zur Verkündigung, die *allen* Nachfolgern und Nachfolger/innen gegeben ist. Während mystische Traditionen dazu neigen, die Christusförmigkeit der wahren Gläubigen in Erfahrungen der Verbindung oder Vereinigung mit ihm zu sehen, spricht Matthäus von der Christusförmigkeit in ihrem Verhalten und ihrem Schicksal. Während die reformatorische Tradition in Wort und Sakrament die *notae ecclesiae* sieht, spricht Matthäus von Vollmacht, Auftrag, Lebensform und Schicksal als Kennzeichen der Kirche. Das ist höchst bedeutungsvoll: Wenn man so wie Matthäus von Kirche spricht, kann man etwa zwischen Lehre und Praxis nicht trennen: Es gibt für Matthäus keine „reine Lehre“, wenn sie nicht gelebt und erlitten wird. Ebenso wenig kann man zwischen Verkündigung und Gestalt der Kirche trennen. Die Nagelprobe des Evangeliums, das die Kirche verkündet, ist für Matthäus nicht die dogmatische Korrektheit ihrer Verkündigung, sondern, um es zuzuspitzen, ihr Budget. Wie war es beim Schatz im Acker? Das, was Matthäus interessierte, war, was der Mann im Gleichnis *tut*: Er verkauft alles, was er hat. Matthäus 10 schildert, was das für die Kirche bedeutet.

Am Schluss der Rede bündelt Matthäus nochmals ihr Zentrum: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat“ (10,40). Die Jünger repräsentieren also Christus, und dieser ist nach dem Matthäusevangelium der „Immanuel“, die Gegenwart des lebendigen Gottes. Dass sie Repräsentanten Christi und Gottes sind, wird erkennbar wird an ihrem Auftrag, ihrer Lebensweise und ihrem Schicksal.

Ist das in unseren Kirchen auch erkennbar? Ich meine nicht, dass wir heute einfach alles wörtlich befolgen könnten, was in diesem Kapitel steht. Ich meine aber auf der anderen Seite, dass es Grenzen der Verwässerung der Christusförmigkeit gibt, jenseits derer Christus nur noch wie durch ein Milchglas hindurch erkennbar wird, oder vielleicht überhaupt nicht mehr. Ich denke auch, dass Christus im allgemeinen durch das dicke Milchglas von solchen Volkskirchen, welche aufgrund ihrer Kirchensteuereinkünfte die Verpflichtung haben, die Gesellschaft mit Riten zu versorgen, weniger gut sichtbar wird als durch das Milchglas von Freikirchen, welche wenigstens eine Form der Kirchenmitgliedschaft kennen, die auf persönlicher Identifizierung beruht. Inwieweit sind unsere Volkskirchen Institutionen, welche der matthäische Jesus heute als „meine Kirche“ woeder erkennen würde? Ich kann und will nicht an der Stelle Jesu ein Urteil fällen. Ich denke aber: Dann, wenn sie sich nicht um Jesusförmigkeit ihrer eigenen Gestalt bemühen und sich nicht in diese Richtung bewusst bewegen, sondern einfach ihre traditionell etablierten gesellschaftlichen Positionen verteidigen, sind sie es wahrscheinlich nicht.

Von der Freude stiftenden Verheissung für unsere Kirchen hätte ich sprechen sollen. Von der Aufgabe, der Gestalt und der Lebenspraxis der Kirche habe ich stattdessen gesprochen. Das ist die matthäische Perspektive. Die Kirche ist für Matthäus *nur* das,

was sie tut und leidet. Sie hat kein Wesen abgesehen von ihrer Praxis und ihrer konkreten Gestalt. Sie *hat* allerdings eine Verheissung. In unserer Rede ist sie nicht das Thema, sondern ist gleichsam nebenbei mitgesetzt. Aber sie ist da. Am Anfang unserer Rede war es die Vollmacht, notabene die bis tief ins Körperliche hineinreichende Vollmacht, zu Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen. Durch die ganze Rede hindurch ist es die Zusage, dass Gott selbst die Jünger begleitet, sodass ohne seinen Willen kein Haar von ihrem Haupte fallen kann. Am Ende der Rede ist es die Zusage, dass die Jesusjünger in der Praxis und im Leiden der Nachfolge Christus und durch ihn Gott selbst repräsentieren. Das ist eine ganz ungeheure Verheissung, denn sie schliesst ein, dass Christus und Gott selbst jetzt konkret durch die Kirche erfahrbar wird. Aber sie ist daran gebunden, dass die Kirche tut, was Jesus sagt.

IV. Die Gemeinschaft der Kirche: Die Gemeinschaftsrede Mt 18

Auch die zweite der beiden kleinen unter den fünf grossen matthäischen Reden, Mt 18, ist ein grundsätzliches ekklesiologisches Manifest. Normalerweise wird sie in den Kommentaren mit „Gemeinderede“ überschrieben, ältere Kommentare sprechen oft von „Gemeindeordnung“ oder Kirchenordnung. Ich möchte lieber von „Gemeinschaftsrede“ sprechen. Kirche Jesu Christi ist für Matthäus eine *Gemeinschaft*. Was sind die sind die grundlegenden Merkmale dieser Gemeinschaft nach Mt 18? Ich möchte zwei Merkmale hervorheben, welche zugleich dem Hauptakzent des ersten und des zweiten Teils der Rede entsprechen.

Das erste Merkmal ist die *Orientierung nach unten*. Niedrig werden wie ein Kind – damit beginnt die Rede (18,1–5). Was heisst das? Der Text sagt es nicht – der Leser soll daran arbeiten. Erst später im Evangelium wird Jesus von Herrschaftsverzicht und Verzicht auf Selbstdarstellung sprechen (20,26–28; 23,8–12). Das dann dominierende Stichwort ist das der „Kleinen“. Einem „dieser Kleinen, die an mich glauben“ einen Anstoss geben, ist die schlimmste Sünde die es gibt (18,6). Im zweiten Schlüsselvors dieses Abschnittes, in V 10, heisst es: „Verachtet keinen einzigen dieser Kleinen!“. Wer sind die Kleinen? Die Vorschläge der Ausleger sind zahlreich: die Verachteten in der Gemeinde, die Unbekannten, die Ungebildeten, die Neugetauften, die einfachen Leute, die Laien, die Jungen, die Nicht-Theologen, die Frauen, oder – wie Johannes Chrysostomus in einer Predigt an die haute volée von Konstantinopel sagt – „ein Schmied, ein Schuster, ein Bauer, ein Tölpel“? (Hom 59,4). Der Text definiert es nicht. Seine Offenheit ist ein Teil seiner Strategie. Er lädt ein, die Kleinen zuallererst zu entdecken, Das ist der erste Schritt dazu, sie ernst zu nehmen. Und wer ist angeredet? Vielleicht die „Grossen“ in der Gemeinde? Wiederum nennt der Text keine direkten Adressaten, weder Schriftgelehrte, noch Propheten, noch Älteste, die es vielleicht alle in der matthäischen Gemeinde gegeben hat. Der Text nimmt Amtsträger so wenig wichtig, dass er sie nicht einmal eigens erwähnt. Nur als Teil der Gesamtgemeinde, als Jünger, betrachtet er sie. Dem entspricht das Kirchenzuchtverfahren von V 15–17: Es wird nicht etwa von oben eingeleitet, sondern von unten: „Wenn dein Bruder gegen dich gesündigt hat, so gehe ...“ (V 15). Die oberste Instanz ist die Versammlung der Lokalgemeinde. Nirgendwo wird einer erwähnt, der sie leitet.

Das zweite Merkmal ist das *grenzenlose Verzeihen*. Der zweite Teil der Rede setzt mit Jesu Wort vom 77-maligen (oder 490-maligen) Verzeihen ein. Aber schon im ersten Teil war

dies entscheidend wichtig, denn – wie die Geschichte vom verlorenen Schaf zeigt – es ist nicht der Wille des himmlischen Vaters, dass ein einziger dieser Kleinen verloren gehe (18,14). Wie verhält sich dazu das Kirchenzuchtverfahren von V 15–17, das ja vermutlich in der matthäischen Gemeinde praktiziert wurde? Steht es nicht im Widerspruch dazu? Ich denke, letztlich nein. Denn nur dort, wo das Böse als Böses offen benannt wird, kann Verzeihung bedeutungsvoll werden. Dort, wo es ohnehin egal ist, was man tut, weil die Freiheit des Individuums grenzenlos ist, wird auch Verzeihung sinnlos. In der matthäischen Gemeinde wird das Böse offen benannt. Was ist es? Ich denke, man bleibe an der Oberfläche, wenn man darüber rätselt, was sich hinter dem „Fuss“ oder der „Hand“ oder dem „Auge“, die nach den Bildworten von V 8f zur Sünde verführen, verbergen könnte. Matthäus sagt offen, wo für ihn die tiefste Sünde liegt: Wer einem dieser Kleinen einen Anstoss gibt, und: wer einen dieser Kleinen verachtet ... (V 6.10). Auch im Kirchenzuchtverfahren geht es nicht um Sünde im allgemeinen, sondern es heisst nach dem wahrscheinlichsten Text: „wenn einer *gegen dich*⁴ sündigt ...“. Die tiefste Sünde ist also die Lieblosigkeit, die Zerstörung der Gemeinschaft. Lieblosigkeit aber muss benannt werden, denn Verzeihen ist nicht dasselbe wie Übersehen.

Auch in dieser Rede spricht also der matthäische Jesus von der Kirche so, dass er von ihrer Praxis spricht. Aber auch in dieser Rede gibt es eine Verheissung. Sie steckt in ihrem Zentrum, in denjenigen Versen, die ihre eigentliche Mitte darstellen:

*19 Wenn zwei oder drei unter auch auf der Erde einig sein werden
über jede beliebige Sache, um die sie bitten,
wird es ihnen geschehen von meinem Vater in den Himmeln.*

*20 Denn wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind,
da bin ich mitten unter ihnen!*

V 19 führt V 18 weiter. Jesus stellt also das Binden und das Lösen unter die Verheissung – und zugleich unter den Vorbehalt – des Gebets. Und dann segnet er das gemeinsame Gebet von Gläubigen in V 20 durch die unbedingte Zusage seiner eigenen Gegenwart.

Zweierlei ist hier wichtig: Erstens: „Wo zwei oder drei auf meinen Namen hin versammelt sind“: Zwei oder drei – Matthäus hat diese Zahl bewusst gewählt. Es ist die minimale Zahl von Menschen, die sich einig werden und eine Gemeinschaft bilden können. Demjenigen, der allein für sich betet und meditiert, dem religiösen Individuum also, ist die Gegenwart Jesu *nicht* verheissen. Das Thomasevangelium stellt also unser Logion auf den Kopf, wenn es sagt: „Wo einer ein einzelner (mÖnow) ist – ich bin mit ihm“ (Log 30 = POx 1 recto). Nach oben bleibt der Text dagegen offen. Es wird weder gesagt, dass die zwei oder drei natürlich mit der Gesamtkirche oder mit der ganzen Gemeinde übereinstimmen müssen und ja kein separatistisches Konventikel bilden dürfen. Noch wird gesagt, dass das Gebet des Bischofs und der Gesamtkirche noch viel besser sei als das Gebet von bloss zweien oder dreien (so bei Ignatius, Eph 5,2). Da auch seine eigene „Gemeinde“ sicher mehr Mitglieder umfasst hat also nur zwei oder drei, hätte Matthäus beispielsweise leicht sagen können: „Wo die ἑκκλησία in meinem Namen versammelt ist“, aber, er sagt das nicht. „Zwei oder drei“ heisst: eine winzige Gemeinschaft im Namen Jesu. Sie empfängt eine ganz ungläubliche Verheissung. „Auf

⁴ Zum Text cf. U. Luz, *Das Evangelium nach Matthäus (Mt 18–25)* EKK I/3, Neukirchen – Düsseldorf 1997 38 Anm. 1.

meinem Namen hin" lässt natürlich an Gottesdienst und Gebet denken – aber Matthäus formuliert nicht exklusiv. Die Verheissung gilt nicht erst dann, wenn ein ordentlicher Gottesdienst gefeiert wird, möglichst mit Eucharistie. Unser Wort „Gottesdienst“ ist für die matthäische Gemeinde ohnehin ein Anachronismus. Das heisst also: Es gibt viele Orte, wo sich die Gegenwart Jesu in einer auf seinen Namen hin versammelten winzigen oder grösseren Gemeinschaft ereignet. Sie müssen nicht mit einer offiziellen Versammlung der Gesamtgemeinde identisch sein. Ich bezeichne diese Orte einmal als „lieux d'église“, mit einem französischen Ausdruck, der m.W. in Taizé oder Grandchamps geprägt worden ist.⁵

Das zweite ist dieses „bin ich mitten unter ihnen“. Hier klingt für die Leser des Matthäusevangeliums etwas sehr Bekanntes an, nämlich das Immanuel-motiv. Jesus ist nach Mt 1,22f der „Immanuel“, die Verkörperung der Gegenwart Gottes in der Gemeinde. Mit dieser Immanuel-Zusage beginnt Matthäus sein Evangelium und mit ihr beendet er es auch: „Siehe, ich bin mit euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (28,20). Wir stossen hier auf den christologischen Grundton, des Matthäusevangeliums. Die Gegenwart Jesu, das ist nichts anderes als die Gegenwart des biblischen Gottes selbst. Sie ist verheissen, wo eine winzige Gemeinschaft von Menschen, die sich nach unten orientiert und die Vergebung auf ihre Fahne geschrieben hat, auf Jesu Namen hin zusammenkommt. Tertullian aktualisiert für seine Zeit ganz richtig, was Matthäus mit den „Kleinen“ meinte: „Aber wo zwei oder drei sind, da ist eine Gemeinde, auch wenn es nur Laien sind“ (Cast 7,3). Am schönsten fasst aber das kurze frühmittelalterliche Lied zusammen, was die matthäische Verheissung meint: „Ubi caritas, Deus ibi est“ (EKG 651). Matthäische und johanneische Theologie reichen sich hier die Hände.

V. Epilog: Das Matthäusevangelium – eine Vision für eine Kirche im Wellental?

Die matthäische Vision von Kirche und gewiss auch die Realität der matthäischen Kirche ist anders als diejenige unserer heutigen Kirchen, vor allem als diejenige unserer Volkskirchen im Wellental. Und trotzdem denke ich, dass seine Botschaft für unsere Kirchen sehr wichtig ist. Ich habe gewiss nicht einfach deshalb über Matthäus zu Ihnen gesprochen, weil ich hier besonders gut Bescheid wüsste. Ich will ganz kurz wenigstens zwei Perspektiven andeuten, in welche Richtung ich die Aktualität der matthäischen Ekklesiologie für uns heute sehe, speziell für uns in den grossen westeuropäischen Volkskirchen.

1. Unsere Kirchen sind gekennzeichnet durch ein Übergewicht von Lehre und Bekenntnis, die anscheinend viel wichtiger sind als ihre Praxis, ihre Gestalt, und ihre Gemeinschaft. Das ist ein unseliges Erbstück der Reformatoren, die auf die Unversehrtheit des Wortes und des Sakraments allein geachtet haben und die konkrete Gestalt der Kirche zur Sache des Rates der Städte bzw. des Landesfürsten machen. Als ob die sichtbare Gestalt der Kirche und ihre Praxis unerheblich wäre! Protestanten reden viel zu schnell von der unsichtbaren Kirche, wenn sie von der wahren Kirche sprechen. Wahre

⁵ Blickt man zurück auf die Spaltungs-Geschichte der protestantischen Kirchen, so wird aber auch deutlich woran Matthäus nicht gedacht haben kann: Es lag ihm ferne Kirchenspaltungen zu legitimieren, als ob man sich einfach von der Kirche abspalten könne und dann immer noch Jesu Verheissung, „mitten unter ihnen“ zu sein, besässe!

Kirche ist aber *nie* unsichtbare Kirche, sondern sie immer sichtbar. Unsere eigene Resignation an unseren Kirchen hat viel damit zu tun, dass die Jesusförmigkeit an unserer sichtbaren Kirche nicht mehr erkennbar ist. Kirche verkörpert sichtbar den Auftrag, die Praxis und das Schicksal Jesu, oder sie ist wahrscheinlich keine Kirche.

2. Unsere Kirchen haben eine unheilvolle Neigung, sich selbst als Kirchen und andere nur als Gemeinschaften, als Gruppen, als Konventikel, als Sekte oder als Abspaltung zu sehen. Katholiken haben diese Neigung gegenüber uns Protestanten. Unsere protestantische Kirchen haben dieselbe Neigung gegenüber Freikirchen, charismatischen Kirchen, Jugendkirchen. Aber: Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, bin ich mitten unter ihnen. Man kann alle diejenigen, die in irgend einer Weise nur sich selber als Kirche definieren und die volle Gegenwart Jesu nur für „die“ Kirche gelten lassen, nur bitten, der Verheissung Jesu nicht im Wege zu stehen.

Nachwort: Ein Blick auf das „Leuchtfeuer-Papier“ der EKID⁶ von Matthäus her

Ich habe vom Impulspapier des Rats EKID „Kirche der Freiheit“ erst gehört, nachdem aus Torre Pellice zurückgekehrt war. Dann habe ich es sogleich gelesen, teils mit Zustimmung, teils mit Beklemmung. Da es der Theologie die Aufgabe stellt, „die Angemessenheit des kirchlichen Vorgehens im Blick auf die biblisch-theologischen Grundlagen kritisch zu prüfen“ (14), möchte ich in diesem kleinen Nachwort einen Anfang dazu machen. Ich kann und will das „Leuchtfeuer-Papier“ nicht umfassend würdigen. Ich möchte nur zu sagen versuchen, was mir von Matthäus her daran auffiel. Neben Matthäus stehen mir jetzt auch die Pfarrerkolleginnen und -kollegen und ihre Erfahrungen mit Kirche in ganz verschiedenen europäischen Ländern vor Augen. Ganz besonders denke ich beim Schreiben an die Erfahrungen der Waldenserkirche, deren Gäste wir waren.

I. Der *Kern* des theologischen Bauchwehs, das mir das Leuchtfeuer-Papier trotz viel Einverständnis an einzelnen Punkten bereitet, liegt beim Verständnis der sichtbaren Kirche. Nach der Confessio Augustana genügen „als sichtbare äussere Kennzeichen“ der Kirche „die Verkündigung des Evangeliums und die Feier der Sakramente“ (33). In der Geschichte hat dies uns Protestanten immer wieder dazu geführt, die äussere Gestalt unserer sichtbaren Kirchen für etwas Unwichtiges, für das Evangelium nicht Relevantes zu halten. Darum konnte sie so leicht an die jeweils herrschenden herrschenden Gesellschaftsformen und Trends angepasst werden. Man konnte sie monarchisch organisieren, mit dem Landesherrn als oberstem Bischof, oder städtisch-aristokratisch mit einem Konsistorium als Leitung, oder parlamentarisch-demokratisch, wie in der liberalen Schweiz seit dem 19. Jahrhundert. Das „Leuchtfeuer-Papier“ mutet uns nun zu, „vom wirtschaftlichen Denken zu lernen“ (42) und stellt uns eine Vision einer Kirche vor, die weithin einem grossen Wirtschaftsbetrieb gleicht: Sie ist *von oben nach unten organisiert*, mit zentraler Finanzplanung, Zielvorgaben und Controlling für die Angestellten bis hin zum gemeinsamen, eine corporate identity bezeugenden sichtbaren Logo. Ist das ein Akt der Freiheit oder

⁶ Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, 2006. Ich zitiere im folgenden nur die Seitenzahlen der Internetausgabe.

wieder einmal eine Anpassung an den herrschenden Zeitgeist, die im Protestantismus so leicht möglich ist, weil die äussere Gestalt der Kirche im Grunde genommen beliebig ist?

Aber vom Neuen Testament her ist die sichtbare Gestalt der Kirche gerade *nicht* beliebig. Bewirkt die Formulierung in CA 7 das, so ist sie m.E. extrem unneutestamentlich. Für Paulus etwa ist die *Gemeinschaft* das entscheidende Kennzeichen der sichtbaren Kirche. Darum war für ihn Kirche sehr konkret die Versammlung der Christinnen und Christen an einem Ort und der „Leib Christi“ wurde im Aufbau einer Ortsgemeinde konkret. Für Johannes ist *geschwisterliche Liebe* die einzige „nota ecclesiae“, für Lukas waren die *Erfahrungen des Geistes und die ökumenische Einheit* die wichtigsten beiden. Für Matthäus gilt der Grundsatz der *Jesusförmigkeit der Kirche* (Mt 10,24f): „Unter euch soll es nicht so sein“ wie bei den Fürsten und den Grossen der Welt (20,26). Dass die beiden reformatorischen *notae*, die sich allein auf das beziehen, was in der Kirche *um des Heils willen* sichtbar sein muss, keine erschöpfende Beschreibung der sichtbaren Kirche darstellen, war ja wohl schon unseren reformatorischen Vätern klar. Darum haben sie denn auch die Liste der „Kennzeichen der Kirche“ immer wieder erweitert (z.B. Luther um das Leiden in der Verfolgung und Calvin um die „disciplina“). *Mein Fazit*: Hier herrscht fundamentaltheologischer Diskussionsbedarf. Und in dieser Diskussion soll man nicht primär von der Wirtschaft lernen, denn die Kirche ist kein Wirtschaftsbetrieb, genau so wenig wie z.B. die Schule oder die Universität. Man soll eher von der Bibel zu lernen versuchen und von den Erfahrungen anderer Kirchen, die heute oft so erfolgreichen Freikirchen und Jugendkirchen eingeschlossen. Und *meine These*: Die sichtbare Kirche muss auch in ihrer Gestalt etwas von der Liebe und der Alternativität des Evangeliums abbilden und erfahrbar machen können, auch wenn dies nur gebrochen möglich ist – sonst ist ihre Verkündigung nicht glaubwürdig.

II. Nach diesem theologischen Kernpunkt möchte ich von einigen „Kennzeichen“ der sichtbaren Kirche bei Matthäus her ein paar kritische Gegenüberstellungen zum „Leuchtfener-Papier“ versuchen.

1. *Gemeinschaft* ist ein, wenn nicht *das* Grundmerkmal der sichtbaren Kirche (Mt 18!). Gemeinschaft kann in Ortsgemeinden, Schicksalsgemeinden, auf Kirchentagen, in Profilgemeinden etc. erfahren werden (54f). Aber Gemeinsamkeit kann nicht voll erfahren werden, wo man nicht körperlich beisammen ist, einander konkret vergibt und leibhaftig das Herrenmahl feiert. Es ist also ein grundsätzlicher Unterschied zwischen all diesen Gemeinden und „Mediengemeinden“ wie „Fernsehgemeinden“ oder „Internetgemeinden“ (56.99). Sie sind nicht Gemeinden, sondern Vorstufen zu Gemeinden, etwa den Kirchenglocken vergleichbar, die zur Gemeinde einladen, oder den Vorhöfen in antiken Kirchen. Daraus ergibt sich auch ein grundsätzlicher Vorrang von Gemeinden, die konkret zusammenkommen, vor überregionalen Metaebenen wie Kirchenkreisen oder der EKID. Letztere können nur dienenden Charakter haben und zu Instrumenten werden, die zu konkreter Gemeinschaft führen.

2. *Freiwilligkeit* geht vor Quantität. Es ist sehr gut, dass das „Leuchtfener-Papier“ die missionarische Dimension der Kirche betont. Aber mit was für Zielsetzungen: „50% aller Mitglieder“ sollen regelmässig kirchliche Kernangebote beziehen, „Trauquote von 100%“ bei Mitgliedern etc ! (52) Bei Matthäus heisst es: „Wo zwei oder drei in meinem Namen ...“ (Mt 18,20). Die Kirche sollte lernen, sich über alle

Orte zu freuen, wo Kirche stattfindet, auch wenn sie „neben“ der EKID sich befinden, z.B. über Hauskreise (die in dem Papier m.E. nie erwähnt werden!). Jesus-people und Jugendkirchen etc. Die Kirche sollte lernen, sich zu freuen über junge Menschen, die zwar Mitglieder der Kirche sind, sich aber (noch) nicht kirchlich trauen lassen, weil sie den Verpflichtungscharakter einer Trauung ernst nehmen.

3. *Laienkirche*. Für Matthäus ist Kirche die Gemeinschaft der Nachfolger/innen und Nachfolger Jesu. Passiv-Nachfolge gibt es nicht. Das ganze Neue Testament kennt keine „heiligen“ und feststehenden Ämterordnungen, im Unterschied zum „Leuchtfener-Papier“, wo die Professionalität aller kirchlichen Aktivitäten das höchste aller Ziele zu sein scheint. Gewiss braucht es in heutigen Kirchen „Profis“ (z.B. Theologinnen und Theologen), aber in erster Linie dazu, um Laien mündig und sprachfähig zu machen. Im „Leuchtfener-Papier“ kommen Laien immer noch in erster Linie als Konsument/innen kirchlich-professioneller „Kernaktivitäten“ vor (obwohl zu meiner Freude die Bedeutung der „Freiwilligen“ stärker betont wird als früher). Mit Recht legt das Papier grosses Gewicht auf Ausbildung und Fortbildung, aber bitte in aller erster Linie von Laien! In Kirchengebieten, wo bis zu 20 Predigtstellen auf einen Pfarrer/in kommen, ist das m.E. die dringendste Aufgabe der verbleibenden Pfarrer/innen. Und warum bleibt die Struktur der Amtskirche völlig undiskutiert? Warum redet man nicht über Teilzeitstellen, „Barfusspfarrämter“ oder kirchliche Aufgaben für Theolog/innen, die ihren Brotkorb nicht bei der Kirche haben? Und dies in einer Kirche, die in den letzten Jahrzehnten Hunderte und Tausende von ausgebildeten jungen Theologinnen und Theologen auf der Strasse stehen liess, obwohl sie bereit und fähig waren, für die Kirche zu arbeiten, nur weil sie nicht genügend Hundertprozentstellen mit „attraktiven“ Gehältern zur Verfügung stellen konnte! Das ist für mich – schonend gesagt – ein Ausdruck unglaublicher Phantasielosigkeit.

4. *Armut der Kirche*. Für Matthäus ist Armut ein Merkmal der Kirche. Für die Reformatoren galt der Grundsatz, dass ein Prediger vom Evangelium leben können solle, aber nur das. Später wurde es etwas anders, als die Pfarrer zugleich Vertreter der Obrigkeit in den Dörfern wurden. Daraus ist dann der Grundsatz geworden, dass Pfarrerröhne denen „vergleichbarer akademischer Berufe“ entsprechen sollten (72). Dieser Grundsatz ist im EKID-Papier (fast! 25) unbestritten. „Besondere Leistungen auch finanziell zu würdigen, sollte nicht generell ausgeschlossen werden“ (73). Der Managerbonus leuchtet vorsichtig in die Armut der Kirche hinein!

5. *Orientierung nach unten* ist ein Grundmerkmal der sichtbaren Kirche nach Matthäus. Wir haben in der Schweiz in der Schule (und in der Universität) eine Phase hinter uns, wo die obersten Bildungsfunktionäre „von der Wirtschaft gelernt“ haben und die Bildungslandschaft entsprechend von oben nach unten umfunktionierten. Das Ergebnis war im ganzen negativ: frustrierte, frühpensionierte Lehrerinnen und Lehrer en masse, eine flutartiges Anschwellen bürokratischer Leerläufe, eine Hierarchisierung der Schulen, verbunden mit Entmündigung der Lehrer/innen durch vorgesetzte Bürokraten, die zu weit von der Basis entfernt und zu überlastet sind, um wirklich Entscheidungen kompetent treffen zu können. „Unter euch soll es nicht so sein. Wer unter euch der gross sein will, sei euer Diener“ (Mt 20,26). Ich wünsche mir und der EKID, dass in einer „christusförmigen“ Kirche die Entscheidungen nicht oben diskutiert und dann von oben nach unten durchgezogen werden, sondern dass man der Diskussion Zeit lässt, sodass sie ganz unten an der Basis stattfinden kann. Dann können möglichst viele Entscheidungen *unten* gefällt werden, wo man ihre Tragweite am besten erkennt.